

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 49 (2006)

Artikel: Kirchliches und religiöses Leben in Rohrbach um 1900

Autor: Schädelin, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kirchliches und religiöses Leben in Rohrbach um 1900

Albert Schädelin



Albert Schädelin (1879–1962)

Zu Beginn dieses Jahrhunderts, von 1905–1911, wirkte der spätere Müns- terpfarrer Albert Schädelin¹ während fünfeinhalb Jahren in Rohrbach. Sein Enkel Hans Stickelberger fand im Nachlass von Schädelin ein Manuskript mit dem Titel: «Erinnerungen aus Rohrbach». Hans Stickelberger vermutet, dass es sich bei dem Manuskript um einen Vortrag handelt, den Schädelin vor Hörern seiner neuen Gemeinde, der Berner Münstergemeinde, kurz nach Abschluss seiner Rohrbacher Tätigkeit gehalten hat. Da das Manuskript 236 handgeschriebene Seiten umfasst, hat Schädelin den Vortrag wohl später ergänzt. Helen Moll hat die Handschrift entziffert und der jetzige Pfarrer von Rohrbach, Samuel Reichenbach, hat aus dem Manual des Rohrbacher Pfarr- hauses einen kurzen Bericht über die Tätigkeit Schädelins in Rohrbach ausfin- dig gemacht. In diesem Bericht ist zu lesen:

«Im Jahre 1905 verliess Herr Pfr. Rohr die Gemeinde, indem er sich an die Pfarrei Hilterfingen anstellen liess. Wie früher seine Grossmutter und sein Vater, so hinterliess auch er zu seinem Andenken ein Pfand, indem er dem H. Fabrikdirektor Nicolier seine älteste Tochter als Gattin überliess.– Bei Man- gel an Bewerbern auf die Pfarrstelle von Rohrbach wandte man sich an Herrn Albert Schädelin, Vikar an der Nydeck in Bern, der schon nach kurzer Zeit den Namen eines tüchtigen, sehr gewandten Kanzelredners erworben. Dieser liess sich berufen und wurde einstimmig zum Pfarrer in Rohrbach gewählt. Seine geistreichen Vorträge sprachen sehr an und riefen die Leute in die Kirche. In dieser Zeit machte die soziale Frage schon ziemlich Lärm. Herr Schädelin glaubte, mit dieser Frage als Weltfrage habe man zu rechnen und daher be- komme auch die Kirche ihre Aufgabe für dieselbe. Er fühlte sich berufen, die Frage auf die richtige Bahn leiten zu helfen. Als er 1910 einen Ruf ans Müns- ter in Bern erhielt, nahm er denselben an.»

Schädelin unterteilte seinen Vortrag in verschiedene Kapitel: Annäherung im Dampfzug (Beschrieb des Dorfes), Politisches, Wirtschaftliches, Kirchliches und Religiöses, Privates aus dem Pfarrerleben, Geiz und Habsucht, Vom Doktern, Eheliches und Uneheliches, Bäuerliche Sitten und Umgangsformen, Alkoholisches und Abstinentes.

Wir drucken hier den Abschnitt «Kirchliches und Religiöses» ab. In ihm beschreibt Schädelin präzise die religiöse Situation in der Kirchgemeinde Rohrbach zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie dürfte in andern Dörfern des Oberaargaus ähnlich gewesen sein. Insofern ist dieser Abschnitt auch zu lesen unter dem Gesichtspunkt: Die Religiosität des Oberaargauers zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Um das Verständnis zu erleichtern, haben wir den Beitrag mit Zwischenüberschriften und Anmerkungen versehen.

Doch wenden wir uns nun zu demjenigen Gebiet, das dem Pfarrer naturgemäß das Nächste sein muss: zum religiös-kirchlichen Leben der Gemeinde.

Die Gemeinde ist für religiöse Arbeit der Pfarrer ein ausserordentlich günstiger Boden; es ist deutlich spürbar, dass seit ca. sechs Jahrzehnten lauter tüchtige Geistliche² das religiöse Leben der Gemeinde gepflegt haben. Es ist nicht immer so gewesen, im Gegenteil; vor den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts scheint die Gemeinde religiös ganz verlöttert gewesen zu sein³. Aber da ist es ein Verdienst des noch nicht so lange verstorbenen Pfarrers Rohr vom Münster, hier neues Leben gebracht und die Gemeinde geweckt zu haben. Mit seinem rastlosen Tätigkeitsdrange hat er die religiös Angeregten zu Jünglings- und Jungfrauenvereinen gesammelt, kurz mit all den bekannten Methoden des Pietismus⁴ gearbeitet mit namhaftem Erfolge. Vom Emmenthal her kommen auch sektiererische Einflüsse dazu. Die mystisch gerichtete Gemeinschaft der Tannenthalbrüder oder Hansulianer⁵ fassten im Graben und dann auch in Rohrbach Fuss und hielten eifrig Versammlungen ab. Die Evangelische Gesellschaft hielt ihre Versammlungen im benachbarten Huttwil, und in Dietwil sind Prediger stationiert. Auch das durch Pfr. Rohr geweckte Missionsinteresse förderte das religiöse Leben.

Auch der Nachfolger von Pfr. Rohr, Herr Pfr. Furrer⁶, hat durch seine unendlich schlichte und bescheidene Frömmigkeit tiefe Spuren in der Gemeinde hinterlassen. So habe ich denn vielfach in ein reiches Erbe eintreten können und es spüren dürfen, dass die Leute religiös etwas

vom Pfarrer erwarten; freilich oft in einer etwas schablonenhaften Weise, wie ich es lieber nicht geboten hätte.

Ich musste mich sehr oft davon überzeugen, dass unser frommes, protestantisches Volk noch tief unter dem Gesetz stand und vom katholischen Wesen sich mehr dem Grade als der Art nach unterschied. Die Religion löst sich vielfach auf in eine Serie geistlicher Vorschriften und Satzungen, die wie ein Netz möglichst dicht über das profane Leben gezogen werden, ohne das Leben, das Ganze, auch das angeblich profane Leben von innen her zu erneuern. Aber es ist oft so viel Einfalt und kindliche Gläubigkeit von Natur in diesen Leuten. Wie überall lassen sich natürlich auch hier die verschiedensten Stadien der Religiosität und Kirchlichkeit nachmessen.

Ungläubige

Direkt Ungläubige, d.h. Leute, die sich zum Atheismus bekennen, gibt es nur ganz wenige. Mit geheimem Schauder reden die Gläubigen von ihnen. Einige von ihnen waren via Sozialismus zum Atheismus geraten, andere, weil sie Knoten waren und fürchteten, dass sie nicht mehr so viel saufen dürften, wenn es einen Gott gäbe; viele soffen freilich lästerlich, ohne dass sie das am Glauben irgend gestört hätte. Einer war ein notorischer Lump und Taugenichts, den der Volkswitz mit dem Namen Hochstrasser belegte, weil er von ungeheuren Körperdimensionen war und man ihn, während andere arbeiteten, die Hände in den Hosentaschen auf den Strassen herumstehen sah, wenn er nicht von einer Wirtschaft zur anderen stoffelte. Dieser Mann hat in den besten Jahren sein Heimat verkauft und findet hier nichts zu tun, als zu saufen und junge Burschen zum Saufen und zur Liederlichkeit zu verführen und in den Pinten die Leute hintereinander zu reisen, um dann als tertius gaudens⁷ sich den Buckel voll lachen zu können, wenns geraten war.

Der Mensch war ein von seiner Mutter verzogenes Bübchen gewesen, das schrecklich viel gegolten und alles durchzwängen konnte; und nun war er zu einem solchen Subjekte missrat, und seine alte Mutter musste ihn nun haben und «lügen», wie die Leute sagen. Oft steht er an der Strasse still, wenn er Leute auf dem Felde arbeiten sieht, zuckt die Achseln und lacht die Leute aus: Ihr würdet auch nicht arbeiten, wenn ihr nicht müsstet! Dieser Kerl treibt nun das Handwerk der Jugendver-

Postkarte von Rohrbach, um 1900.
Sämtliche Bilder stammen aus dem
Buch «Rohrbach einst und jetzt». Der
Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung der Gemeindeverwaltung Rohrbach.



führung schon die längste Zeit, und man kann ihn nicht hindern –, er ist in den Wirtschaften ja ein guter Kunde, hat Geld und ist unterhaltend. Ich weiss von mehr als einem hoffnungsvollen Menschen, der durch ihn direkt ins Verderben gelockt wurde. Er ist einer von jener Rotte wie jener Weber-Fugger aus alter Zeit, von dem mir ältere Leute noch mit Schaudern erzählten, der vielleicht hundert armen Weberleuten Arbeit vermittelte, aber ihnen den Lohn z.T. in Schnaps auszahlte, sodass unzählige Rohrbacher Weber durch ihn ruiniert wurden. Eine solche Ruine, einen 80-jährigen Trinker, habe ich noch beerdigt als das Opfer jenes Menschen. Doch dem Hochstrasser wird von der ewigen Gerechtigkeit gewiss auch einmal ein Bein gestellt werden.

Ein anderer ausgesprochener Atheist ist ein wohlhabender Bauer in einer Aussengemeinde. Der hat es von seinem Vater geerbt; die zwei haben abgemacht, der, welcher zuerst sterbe, solle dann wieder kommen, wenn es etwas sei mit dem Leben nach dem Tode; wenn er dann nicht komme, so sei dann nichts. Der Alte ist nun gestorben, aber mit dem Wiederkommen war nichts. So war denn bei dem Jungen die Sache vollends ausgemacht, wenigstens plagierte er von da ab in allen Wirtschaften, es gebe keinen Gott und empfand das Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit auf die Sache zu kommen. Also ein Gottloser nach allen Regeln der Kunst, genau wie es im A.T.⁸ steht von dem, der da saget, es sei kein Gott. Dazu

war er ein Knot, roh und ruchlos, von einer geradezu ledernen, durch keinen Schnaps zu verwüstenden Gesundheit. Der Mann hatte eine feine, fromme Frau, die durch die Oberlast der Arbeit und wohl auch aus Kummer starb.

Er behandelte sie brutal in der Krankheit und meinte immer, sie thue nöthlich, bis die alten Eltern den Jammer nicht mehr mitansahen und die Arme zu sich ins Haus nahmen, wo sie nach einigen Monaten starb. Der Mann hatte sie kaum ein einziges Mal besucht. Der Jammer war gross. In all der Krankheitszeit hat ein etwa zehnjähriges Mädchen die Haushaltung machen, die Mutter pflegen, die kleinen Geschwisterchen besorgen, die Schweine tränken müssen, alles neben der Schule, in der ihr meistens vor Elend und Müdigkeit die Augen zufielen. Ich habe selten ein Beispiel von grösserem Heldentum gesehen als dieses. Und nun starb die Mutter, und das Wesen musste weitergehen, denn der Vater sorgte nicht etwa für eine Haushälterin. Ich habe an der Beerdigung über den Text geredet: Wo ist nun dein Gott? Der Mann, der den trauernden Gatten spielte, hat mir einige Wochen später wegen dieser Rede alle Erdenschande gesagt, nachdem er mich vorher durch das ganze Dorf verflucht und gedroht, der Pfaffe solle ihm nur ins Haus kommen, er schlage ihn tot. Als ich das hörte, habe ich ihn sofort besucht, glücklich, dass er mir durch ein Schmähgedicht, das er mir per Post zusandte, Anlass zu einem Besuche gegeben. Unsere Unterredung hat beiderseitig an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen, aber totgeschlagen hat er mich nicht, im Gegenteil: als wir einander gründlich die Meinung gesagt und ich ihm bedeutet, er brauche ja nicht an Gott zu glauben, der liebe Gott könne es ohne ihn machen, da war er über diese Art zu reden ganz erstaunt und wir schieden fast als gute Freunde. Das sind so einige Beispiele von der untersten Stufe der Rohrbacher Frömmigkeit.

Freisinnige

Die grosse Zahl der sog. Freisinnigen waren kirchlich, d.h. sie wollten auch Christen sein, aber ja nicht übertriebene, kamen am Betttag oder zu Ostern in die Kirche, nahmen die Dienste des Pfarrers bei den üblichen offiziellen Anlässen in Anspruch und liessen im Übrigen den lieben Gott einen guten Mann sein.

Einmündung der Schulhausstrasse
in die Hauptstrasse



Viele, namentlich unter den reichen Magnaten, hielten an der Kirche fest, weil sie im Volksleben noch etwas zu bedeuten hatte und weil sie auch in dieser Sache das entscheidende Wort sprechen wollten, wenigstens was die Almosenverwaltung anlangt. Sie lassen sich in die Kirchenbehörde wählen, zeigen sich sonntags gerne dem Volk und besetzen hier und da gewichtig die Stühle vorne im Chor. Wollte man aber mit ihnen ein Gespräch über religiöse Dinge anknüpfen, so wurden sie verlegen und man merkte, dass sie sich da ungern und unsicher bewegten. Womit nicht gesagt ist, dass sie, wenns etwa zum Sterben gegangen wäre, sich ein Gebet oder ein religiöses Trostwort vom Pfarrer nicht hätten gefallen lassen, oder dass sie den Kindern gegenüber nicht ihre pädagogischen Ermahnungen durch einen Hinweis auf den Himmelvatter verstärkt hätten. Oft sind sie recht fleissige Kirchenbesucher, und was der Pfarrer auf der Kanzel sagt, wird schon recht sein. Sie nehmen nichts so genau, das Kirchengehen gehört zu der angestammten Sitte des Hauses, es muss für Leben und Sterben sein, den Pfarrer aber muss man reden lassen. Auch wenn er ganz arge Dinge sagt, regt sich der Bauer nicht auf; nur wenn er allzu stark für die Armen spricht, wird er nach und nach unruhig, einzelne sogar wild, denn das wollen sie nicht haben: Arme und Reiche müssen untereinander sein, und die Armen sind meistens faul und selber schuld, basta. Ihr Vater oder Grossvater sei auch arm gewesen und hätte

es durch Fleiss und Sparsamkeit zu was Rechtem gebracht. Die Armen sollten nur auch so.

Damit ist nebst einem Hinweis auf die Armenbehörde und die böse «Tagewacht»⁹ die soziale Frage erledigt. Im Übrigen kann der Pfarrer ununterbrochen im Sinne einer lebendigen Religiosität reden gegen das katholische gesetzliche Wesen und die falsche Scheidung in geistlich und weltlich, und meinen, jetzt müsse es in den Köpfen sitzen, aber da begegnete ihm einst beim Besuche bei einem alten, kranken Kirchgemeinderat, einem fleissigen Kirchenbesucher, Folgendes, was ihm die Augen öffnete. Das Gespräch geht über einen Unterweisungsknaben vom letzten Jahr, der bei dem Bauern verdingt ist; er macht dem Bauern keine Freude, ist trotzig, frech, faul, liederlich und schmutzig, kurz, er hat alle Untugenden. Der Bauer kann nicht genug klagen über den missratenen Jungen, aber zum Schluss sagt er, «das Beste ist, er esch emel fromm»! Frömmigkeit und Leben sind eben für solche Leute zwei verschiedene Dinge.

Solche kirchlich Gesinnte haben eine tiefe Abneigung gegen alle wildgewachsene Frömmigkeit, die jenseits der Kirchhofmauer gedeiht. Evangelische Gesellschaft und Sekten werden aufs Schärfste abgelehnt. Einer meiner Dietwiler Herren betonte mit scharfen Ausfällen nach rechts in seiner Rede an meiner Installation: die Kirche sei der gesetzliche Ort, die Religion zu pflegen. Ein ausserordentlich charakteristischer Ausspruch. Die Kirche ist der Giftschrank, in den man dieses unheimliche Ding, die Religion, einschliesst, von dem man nie weiss, wessen man sich zu versetzen hat und wann die Seuche ausbricht. In die Kirche damit; dort sperre man es ein: Qu'on nous laisse en repos!

Positive

Daneben hat es aber unter den landeskirchlichen Typen auch sehr respektable, ja tief innerliche Charaktere von einfältiger Frömmigkeit und tadellosem Lebenswandel. Ich habe nirgends wie in Rohrbach eine so grosse Anzahl grundehrlicher, rechtschaffener Menschen gefunden, denen man anspürte, dass der Glaube an das Ewige der oft kaum direkt hervortretende Fruchtboden eines makellosen, ehrenwerten Charakters ist. Natürlich trägt auch der abgeschiedene Charakter jener Gegend und das arbeitsreiche Leben dieser Leute viel zur Ausbildung eines bodenstän-

Kronenplatz um 1910



digen Charakters bei. Ich habe mich tief davon überzeugt, dass nichts so wie die Arbeit des Landmanns in ihrer Vielfältigkeit, in ihrer Abhängigkeit von Wind und Wetter, in ihrem familiär-patriarchalischen Zusammenhang und in ihrem engen Kontakt mit der Natur und der Scholle dem Auswachsen markanter Gestalten und Charaktere günstig ist.

Evangelische Gesellschaft

Doch wenden wir uns zu einem folgenden Stadium des religiösen Lebens: zu den mehr separatistisch gerichteten. Die Evangelische Gesellschaft hat, wie ich schon sagte, in der Gemeinde festen Fuss gefasst; ich lebte in bestem Einvernehmen mit ihren Gliedern und Vertretern, die ich als erwünschte Helfer und Mitarbeiter betrachtete. Es sind meistens kleine, einfache, biedere Leutchen dabei, die mit einer staunenswerten Regelmässigkeit die oft geistig recht dürftigen Versammlungen besuchten. Besonders in Rohrbachgraben sollen sie Gutes gewirkt haben. Es war dort ehedem, wie's heisst, ein raues Volk; jetzt ist es besser geworden. Es geht auch auf die Kinder der Welt von den Frommen eine wenn auch noch so unerwünschte Zucht und Kontrolle aus, deren Wirkungen mit der Zeit deutlich zu spüren sind.

Hansulianer

Besondere Versammlungen hatten die schon erwähnten Tannenthalbrüder, die sog. Hansulianer, die mir ebenfalls sehr lieb und vertraut waren, obschon ich ihre Versammlungen nie besuchte, zu denen mich auch niemand einlud. Diese Leute glauben an die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, d.h. an die Lehre, dass schliesslich alle Sünder sich noch zu Gott bekehren werden. Das gibt diesen Leuten eine gewisse Weite, denn sie sehen in jedem Menschen einen, der noch gerettet werden kann. Ich hatte das Glück, einen der typischsten Vertreter dieser Gemeinschaft persönlich zu kennen, den Schneider Zulauf, der noch zu des Meisters Hans Uli Füssen gesessen habe und mir viel erzählte aus den Jugendtagen der Bewegung und von seiner eigenen Bekehrung. Leider habe ich seine Erzählungen nicht aufgeschrieben, sie wären nicht ohne Belang gewesen für die Geschichte der Hansulianer. In tiefer Betrübnis und Beschämung erzählte er mir dann auch, wie die Gemeinschaft sich gespalten habe und aus welchem Anlass; die Auflage ihres Gesangbuchs war nämlich vergriffen und es sollte eine neue gedruckt werden. Da das Buch nur den Text und keine Noten hatte, verlangten die jüngeren Mitglieder der Gemeinschaft, es sollte die neue Auflage mit Noten gedruckt werden, alldieweil sie die Melodien noch nicht alle im Kopf hatten; die Alten aber, welche die Lieder auswendig konnten, wollten das nicht und machten flugs aus dem ungenoteten Psalmenbuch ein Glaubensdogma. Über dieser Frage hat sich die Gemeinschaft gespalten in Genotete und Ungenotete.

Schneider Zulauf

Schneider Zulauf war ein seltes und seltsames Männchen. Ich machte seine Bekanntschaft, als er mir eines Abends meine Hosen zurückbrachte, die ich ihm zum Flicken hatte übergeben lassen. Er war ein kleines Männchen mit aufgestelltem Haar, ausgemergelten Zügen und einem merkwürdig leuchtenden Blick, wie ihn nur ein Schwärmer haben kann. Oft glitt im Gespräch ein geheimnisvolles Lächeln über seine Züge, das grosse gelbe Zähne enthüllte und hinter dem etwas steckte, das besagte, dass er sich noch auf ein Mehreres verstehre als die gewöhnlichen Menschen. Ausserdem war er asthmatisch, in einem Grade, wie ich es nicht für möglich

gehalten hätte. Als er nämlich in mein Zimmer eintrat, pustete und schnappte er derart nach Atem, dass während nicht weniger als fünf Minuten an ein Gespräch überhaupt nicht zu denken war. So stand ich da und schaute verwundert dem Ding eine Weile zu, und weil ich aus irgendeinem Grunde mir einbildete, er müsse jedenfalls ganz schwerhörig sein, wie solche Männchen es häufig sind, so sagte ich laut vor mich hin «Asthma»! Da blickte das keuchende Männlein mit einem langen, vielsagenden Blicke von seinem Stuhle zu mir auf und wiederholte: Asthma – ja Asthma, während ich ganz verdutzt dreinschaute. Dann fing er das Gespräch an, und es ging nicht lange, so waren wir mitten in den religiösen Dingen, und ich merkte, dass mein Schneiderlein nicht das erste Beste sei. Ich erinnere mich noch, wie er mich Neuling meinte aufmerksam machen zu müssen auf eine religiöse Unart der Leute, die nach einem ganz ungöttlichen Leben, wenn's zum Sterben ging, ihn, den Schneider oder die Jungfer Plüss, von der wir bald reden werden – oder auch den Herrn Pfarrer (Sie merken an dieser Reihenfolge den Separatisten) – rufen liessen und meinten, der könne sie nun noch schnell in den Himmel beten. Dem sei aber nicht so. Von jenem Abend an war meine Freundschaft mit dem Schneider geschlossen und ich ging nun öfters zu ihm hin und führte mit ihm, während er mit aufgekreuzten Beinen auf dem Tische sass, die längsten Gespräche, oder er kam auch etwa zu mir hinters Haus aufs Bänklein, denn er hatte das Bedürfnis, sich auszusprechen, weil er sonst wenig Verständnis für seine erleuchteten Reden fand. Er hatte wirklich ein tiefes religiöses Verständnis und eine reiche Erfahrung, hatte sich aus Schwermut und allen möglichen Nöten mit seinem Glauben herausgekämpft und tat manchen weisen Spruch. Nur an den einen erinnere ich mich besonders: Ich erzählte ihm, ich hätte kürzlich einen etwas engherzigen Christen auf den Spruch hingewiesen «richtet nicht» etc. Da habe mir der zur Antwort gegeben: der geistliche Mensch richtet alle und wird von niemand gerichtet. Was er da geantwortet hätte und wie diese zwei Worte zusammenstimmten, fragte ich ihn. Da sagte der erleuchtete Schneider: Jä, das wollen wir stehen lassen. Der liebe Gott vertraue den Seinen manchen Einblick in die Seele der andern an – aber wenn einer das dann ausposaune und sich brüste damit, dann sei das gerade so, wie wenn einer das Geheimnis ausschwatze, das ein Freund ihm anvertraute; und das sei eine leide Sache. – Doch lassen wir den frommen Schneider; er ist dann bald gestorben, Gott hab ihn selig; mir war, als wäre mir ein Freund gestorben.

Jungfer Plüss

Will man von der inneren Geschichte der Gemeinde Rohrbach berichten, so darf man Jungfer Plüss nicht weglassen. Von diesem unscheinbaren Weiblein redet niemand in ganz Rohrbach ohne tiefste Ehrfurcht und innere Beugung, und in der Tat: Erst einmal müsste man bei Nennung dieses Namens das Haupt entblössen und seine Schuhe ausziehen, als stünde man auf heiligem Land.

Als ich sie kennenlernte, war sie nahe bei achtzig Jahre alt, ein gebeugtes verrunzeltes und gänzlich unscheinbares Weiblein, das in einer recht elenden Gadenwohnung im oberen Stocke wohnte. Diese Frau hatte Zeit ihres Lebens und namentlich seit Vater Rohr sie in den Fünfzigerjahren nach Rohrbach gerufen hatte, nichts anderes getan, als dass sie aus freien Stücken altershalber den Armen und den ärmsten der Kranken und Sorgenvollen nachging, manchen bald auf diese, bald auf jene Weise wohlzutun, bald leiblich, bald seelisch. Sie hatte ein kleines Vermögen und lebte für sich so bescheiden, dass sie fast alles, was sie hatte, den Armen gab. Nicht nur den Armen, auch zu den Reichen ging sie mit ihrem Körbchen, das stets an ihrem Arme hing, und brachte Wähen, Würste, Züpfen, Ankenbrote, Zwieback oder was sie gerade für passend hielt; und sie bezeugte, dass es die Reichen oft noch am meisten freute. Selbst ins Pfarrhaus trug sie jedes Jahr ein namhaftes Geschenk, und alles Abwehren wäre gänzlich fruchtlos gewesen.

Sie war von einer ganz innigen Frömmigkeit und ihr Mund lief über vom Lob der göttlichen Gnade, und man merkte, dass da nichts von Phrase war. Ihr runzeliges Gesicht strahlte von einer unermesslichen Güte, und dabei war sie von einer rührenden Bescheidenheit und Schüchternheit, die fortwährend fürchtete, den andern durch irgendetwas beleidigt zu haben; und doch wäre sie zu nichts unfähiger gewesen, als dazu. Sie hatte keinen originellen Gedanken, die Form ihrer Frömmigkeit war die bekannte eines schlichten Pietismus im Stile von Pfr. Furrer, mit dem sie auch eine innige Seelenfreundschaft verband, die in einer regen Korrespondenz zum Ausdruck kam; aber die Frömmigkeit war eben echt und wahr, die Liebe lebte und leuchtete aus dem Gesicht der Alten wie ein strahlendes Licht. Nie sprach sie böse von irgend jemandem, niemand, schlechterdings niemand war von ihrem Herzen ausgeschlossen, zu den ärgsten Sündern und Rüpeln ging sie mit Vorliebe und – merkwürdig,

Blick von der Käsereistrasse Richtung Hauptstrasse; vor der Sanierung der Hauptstrasse im Jahr 1933



von allen Frommen und Gottlosen, Separatisten und Freisinnigen wurde sie mit einhelliger Verehrung betrachtet, jedermann nahm Achtungstellung an, wenn sie vorbeischritt.

Sie war der geheime Mittelpunkt, die fast unsichtbare Achse des Gemeindelebens, der unbewusste Einheitspunkt aller, der Boden, wo sich alle verstanden. Nichts lag ihr ferner als der Gedanke, eine Rolle zu spielen, einen Einfluss auszuüben, ängstlich wisch sie allen Dankes- und Ehrenbezeugungen aus, aber gerade darum war ihr Einfluss ein mächtiger, ja unberechenbarer, ich könnte eine ganze Menge Menschen, namentlich Frauen, in Rohrbach nennen, denen dieses schlichte Fraueli den Stempel seines Wesens aufgeprägt und die nun werden wie sie. Den Kranken geht es oft recht gut, von einer Menge Frauen werden sie besucht und jede bringt ein Geschenk mit.

Jungfer Plüss hat einst eine Kleinkinderschule geleitet, dann bis an ihr Ende den Jungfrauenverein und jahrzehntelang die Sonntagsschule. Ihr Leben lang hat sie oft ein Dutzend alte, arme Weiblein, die nirgends sein wollten, bei sich im Hause gehabt und hat mit diesen oft bösen und süchtigen Geschöpfen übermenschliche Geduld geübt. Oft liess sie sich bis aufs Blut missbrauchen und ausbeuten, aber ihre Liebe war von der Art, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet und sich nie bitten lässt. Hätte die Frau im Mittelalter gelebt, sie wäre gewiss heilig gesprochen

worden. Für sich hat sie nie etwas annehmen wollen, und noch auf dem Sterbebett ängstete sie der Gedanke an die Verdammten, und wenn sie dann sterbe, so wäre ihr grosser Wunsch, im Himmel den Verdammten an den Ort der Qual Wasser schleppen zu dürfen.

Als sie vor Gebrechlichkeit das Haus nicht mehr verlassen konnte, schrieb sie den Kranken und Armen rührende Trostbriefe. In früherer Zeit war sie die rechte Hand des Pfarrers, meldete ihm aus der ganzen Gemeinde die Kranken; mir war sie das reine Fegefeuer. Vor dem Pfarramt hatte sie einen unermesslichen Respekt, den sie auch ihren näheren Jüngerinnen einflössste, fast wurde ein Kult mit dem Pfarrer getrieben. Wenn er auf der Kanzel hustete, so konnte er sicher sein, dass am nächsten Tage von allen Seiten Honigbüchsen, Hustentäfeli, Konfitüren ins Haus geflogen kamen von mitleidigen Seelen. Als ich kam, hatte Jungfer Plüss noch vier alte Fraueli bei sich, zwei davon starben; Jungfer Plüss schluchzte, dass ihr ganzer Leib erschüttert ward, als man den Sarg davontrug. Mit den beiden letzten Fraueli hatte sie noch ihre liebe Not. Das kleine, immer saubere, halb zämegleite Mareili jammerte und gruchsete Tag und Nacht, führte stets das grosse Wort, wenn man Jungfer Plüss besuchen wollte und liess sich stets von Jungfer Plüss dienen, selbst als diese zehnmal kränker war als es. Selbst des Nachts musste sie in einem fort aufstehen und dem Weiblein Milch wärmen. Ich sah es und sie bestätigte mir, wenn das so weiterginge, dann ginge es mit Jungfer Plüss nicht mehr lange. Und es war hauptsächlich Wunderlichkeit bei dem Weiblein. Da musste geholfen werden. Ich ging hin und erklärte dem Weiblein allen Ernstes, das gehe nicht mehr so fort, und da ja auch es das Beste von Jungfer Plüss wollte, so sei es am besten, es ziehe zu mir ins Pfarrhaus, meine Köchin, die Rosa, wolle ihm auch gut sehen; so habe Jungfer Plüss dann wenigstens zur Nacht Ruhe und am Tage auch; denn das beständige Gruchsen müsse sie scheusslich ermüden. Potz Blitz, das wirkte, das Weiblein fing an zu jammern, es wolle bleiben, es wäre der Jungfer Plüss doch gewiss nicht recht, wenn es gehe, sie hätte keine Ruhe, ich solle es doch recht bei ihr lassen; und als ich nun auch der Jungfer Plüss meinen Plan eröffnete, da fing die mich so herzzerbrechend an zu bitten, ich solle ihr doch das nicht antun, ich solle doch nur ein wenig warten, es werde ja nicht mehr lange gehen; ich sollte ihr doch recht das Weiblein lassen, da musste ich von meinem Plan absehen. Aber gefruchtet hat es doch: Das Gruchsen nahm ernstlich ab, und des Nachts hatte das

Weiblein fürderhin keine Milch mehr nötig oder machte sich dieselbe dann eigenhändig, und Jungfer Plüss konnte sich wieder auf etwa zwei Jahre bchimen. Dann wurde sie abgerufen, und die ganze Gemeinde hat es als einen schweren Verlust empfunden und hat sie zum Grabe geleitet. Aber alles war so einfältig, so schlicht, so ohne Wesens und Reklame und Lärm, wie dies nur auf dem Lande möglich ist, wo das Tatsächliche in ganz schlichter Selbstverständlichkeit wirkt und gilt und keinerlei Aufputz und Reklame bedarf, da es ja laut genug für sich selber zeugte und ihm niemand nachzuhelfen brauchte. Eine solche Wahrheit des Lebens angeschaut zu haben in Rohrbach war mir ein unermesslicher Gewinn und wirkte erzieherisch auf mich, besonders auch was die Predigt anlangt; denn dort ist aller geistreich rhetorische Aufputz völlig verschwendete Liebesmühle. Die Bauern spüren die Predigtrosinen, geistreichen Wendungen und Pointen absolut nicht, und so sehr sie auf ein sog. lautes Wort und bombastisches Auftreten hereinfallen können, so deutlich spüren sie es, wenn wirkliches frommes Leben und etwas von göttlichen Realitäten da war; der Pfarrer wirkt auch in seinen Worten nur durch das, was er ist. Zurück zur schlichten Einfalt und Wahrhaftigkeit des Lebens hiess es darum für mich in Rohrbach.

Jungfer Plüss und die ihrigen bildeten den Kern der Rohrbacher Frömmigkeit; ihre Wirkungen gingen auf ungesehenen Wegen ins Ungesehene, und ich bin fest davon überzeugt, dass das Vorhandensein dieser stillen Person samt ihren Gesinnungsge nossinnen der verborgene und geheime Herd der Wandlung war, die es in Rohrbach gegeben – viel mehr als die sichtbaren Träger des Fortschrittsgedankens. Eine ganze Reihe von Frauen wandeln nun in ihren Fussstapfen, und zwar Leute in ganz verschiedenen Stellungen.

Bäbeli Jost

Da war ein gewisses Bäbeli (Jost), ein buckliges Persönchen, das auch in einem Stöcklein den oberen Boden hatte und allein für sich lebte und mit einem Mädchen, das sie freiwillig aufgenommen hatte und nun in der Furcht Gottes und mit viel Gebet und innerer Überlegung erzog. Das Mädchen, das bei dem einsamen frommen Weiblein sicher oft recht monotone Tage hatte und von dem man glauben könnte, der religiösen

Versammlungen müssten ihm etwas zu viel geworden sein, war mir ein wundervolles Beispiel, was eben doch eine lebendige christliche Erziehung, die nicht schematisch vorgeht, sondern getragen ist von dem ganzen Ernst und der inneren Arbeit einer frommen und einfältigen Seele, vermag. Das Mädchen ist so brav, so schlicht, so innig und allem Unreinen innerlich abgeneigt geworden, dass es seinen Weg schon gehen wird und Zeit seines Lebens den Einfluss seiner Erzieherin zu seinem Segen spüren wird.

Sie ist jetzt die Leiterin des Jungfrauenvereins und ein inniges zartes Persönchen, furchtsam wie eine Taube, aber den Dingen und seiner Aufgabe im Leben innerlich nachsinnend und stets bedacht, das rechte zu thun mit bestem Wissen und Gewissen. Eine wunderbare vornehme Ruhe und Milde liegt über dem Gesicht, und wenn sie im Jungfrauenverein unter ihren Weiblein und Mädchen sitzt, dann kommt sie einem vor wie eine vornehme Dame. Solche Leutchen pflegten es z.B. mit der Predigt sehr ernst zu nehmen und bezogen alles auf sich. Sie können sich denken, in welche Nöte diese Leute ohne Falsch oft durch meine schroffe, stürmische und paradoxe Art gestürzt wurden; dann plagten sie sich oft wochenlang über meinen Worten, die meist ganz anderen Leuten gegolten hatten, bis sie mir bei der nächsten Gelegenheit ihre Not klagten und um Auskunft bateten. Das brachte mich natürlich jedesmal in die merkwürdige Situation, dass ich mich Leuten gegenüber fast als Seelenbischof aufspielen musste, von denen ich wusste, dass sie mich bei all meiner intellektuellen Überlegenheit doch in den lebendigen Wahrheiten seelischer Erfassung des Evangeliums und an Frömmigkeit bei weitem überragten. Aber was tut das, wenn die bona fide nur allseitig vorhanden ist.

Elisi Greub

Eine weitere Schülerin der Jungfer Plüss war das kleine Elisi Greub, ein etwa fünfzigjähriges Weiblein, das einst von seinen verstorbenen Eltern in solch frommer Furcht und solch christlichem Zittern erzogen worden war, dass eine unermessliche christliche Ängstlichkeit ihr allezeit aus den grossen braunen Kuhäugen schaute, die sich nun nach langem, schweren Leiden für immer geschlossen haben. Diesem lieben, ängstlichen Wesen

Die obere Dorfschmitte und die ehemalige Bäckerei Rickli an der Hauptstrasse; vor der Sanierung der Hauptstrasse im Jahr 1933



wurde jeder, auch der kleinste Entschluss stets unermesslich schwer; es ging jedesmal durch eine ganze Reihe Erleuchtungen und Verdunkelungen des Willens Gottes hindurch, bis es zu irgendeiner Entscheidung kam, wenn ihm dieselbe nicht schliesslich durch die Verhältnisse aufgefordert wurden. Die Eltern haben es offenbar in einer totalen Unfreiheit und Abhängigkeit von ihrer eigenen Person erzogen, ohne zu bedenken, welches Unrecht sie ihm damit antaten; wohl in der Überzeugung, dass dies allein eine fromme Erziehung sei, wenn das Elisi gar nichts selber mache und ganz sich leiten lasse, wie ein Schäflein. Sie meinten, das fordere das Evangelium, vergassen aber, dass es nicht eine Abhängigkeit von Gott war, sondern von ihrer eigenwerten Person. Dann starben die Eltern eines Tages, und nun stand das Elisi gänzlich hilflos da und konnte die Eltern nicht mehr fragen und den lieben Gott eigentlich auch nicht, so fromm es immer gewesen; denn der hatte ja immer nur durch die Eltern vernehmlich zu ihm geredet. Und so musste es sich nun auch fürderhin bis an sein Ende via seine längst verstorbenen Eltern zu Gottes Willen hindurchtasten, indem es sich immer fragte: Wie würden da nun meine Eltern entscheiden, was würden sie dazu gesagt haben. Der Mund seiner Eltern blieb nun eben stumm, und mein frommes Elisi wusste sich in den meisten Fällen nicht zu raten und zu helfen und klammerte sich darum an andere Leute und holte bei ihnen Rat, nachdem es sich von

ihnen hatte ausbeuten lassen. Natürlich war die Jungfer Plüss die längste Zeit Beichtmutter, und die mag ihre liebe Not gehabt haben mit dem furchtsamen Elisi.

So hat denn das Elisi auch dem Pfarrer sein Vertrauen geschenkt. Es muss ihns jedesmal viel Mut gekostet haben, wenn es mit irgendeinem Anliegen an die Pfarrhaustüre klopfte, und stets kam es mit irgendeinem Wecken oder einer Wurst, es hätte es sonst nicht gewagt. So hatte es mehrere Jahre in einem Wirtshaus bei der alten lahmen Schwiegermutter des schon erwähnten sozialistischen Wirtes unter viel Seufzen und Dulden Abwärterinnendienste verrichtet; denn die alte Frau war eine aussen wie innen ganz vertrocknete Mumie, mit tausend Launen und Ansprüchen, und hier konnte sich nun das arme Elisi in der christlichen Demut und im Gehorsam nach Noten üben und hat es sich weidlich sauer werden lassen; bei allen Zumutungen durfte es kein Mückslein machen und war im Hause fast wie eine Sklavin gehalten; wenn es zum Pfarrer wollte, musste es sich wegstehlen vom Hause und durfte nicht sagen, wo es gewesen; zudem litt es unermesslich unter dem unchristlichen Geiste des Hauses, hätte noch gar an Tanzsonntagen im Tanzsaal sollen aufräumen helfen, und wahrhaftig, es musste sich sogar von dem dickbäuchigen rohen und offenbar geilen Wirt Zumutungen erniedrigender Art und allerlei Nachstellungen gefallen lassen. Lohn bekam es keinen, obschon der Mann Sozialist war; es hatte auch nicht den Mut, ihn zu fordern. Dazu musste es fortwährend hören, wie gut es ihm hier gehe und es nicht bald einen besseren Ort haben könne. Die Leute wussten, dass Elisi nicht den Mut haben würde, zu gehen, und dass es bei seiner seelischen Schwachheit in ihrer Gewalt war. Da habe ich denn natürlich nichts versäumt, es aufzuweisen, besonders da ich sah, dass es von Woche zu Woche bleicher und schwermütiiger wurde. Ich habe ihm aufs Deutlichste mitgeteilt, was in diesem Falle Gottes Wille sei, nämlich dass es heute noch zusammenpacke und gehe, und wenn es das nicht mache, dann könnte ihm selbst der liebe Gott nicht mehr helfen und es müsse ausessen, was es sich eingebrockt habe. Es dürfe nicht mehr klagen, das wäre dann einfach Ungehorsam.

Aber Elisi hatte halt nicht den Mut. Es wand sich und versteckte sich hinter dem christlichen Satz, es wolle selber gar nichts machen, der Herr müsse es tun, obwohl ich ganz gut merkte, dass es meine Rede im Grunde schon verstanden hatte. Und so schleppete sich die Sache hin,

von da an noch ein ganzes Jahr, bis Elisi ganz schwach und elend war und nun einfach gehen musste, um sich nach wenigen Monaten ins Bett zu legen, von dem es nicht wieder aufstund. Es machte sich dann Vorwürfe, weil es mir nicht gehorcht hatte und meinte, die Krankheit sei nun eine Folge des Ungehorsams. Ein Krebsübel quälte es nach einer halbjähriger Krankheit zu Tode, bis schier nichts mehr von dem Weiblein übrig blieb als die beiden grossen, dunklen, ängstlich fragenden Kuhäugen.

Ich erinnere mich ausserdem, wie das arme Elisi in Heiratsangelegenheiten in grossen Nöten war. Einmal war es ein frommer Witwer, der es wollte, einer, der ganz mit der Welt gebrochen hatte.

Doch der Mann war in engen Verhältnissen, denen Elisi nie wäre gewachsen gewesen, aber es hat einen schweren Kampf gekostet, bis Elisi ihm abgesagt; der Witwer hats ihm gezürnt, hat aber dann doch eine Frau gefunden, die wohl der Aufgabe besser gewachsen war. Das andere Mal war es ein Mannli aus dem Toggenburg, das im Männlichen ungefähr dasselbe war wie Elisi im Weiblichen, nur mit dem Unterschied, dass dieser Uli noch viel, viel unselbständiger war als Elisi mit seinen sechzig Jahren. Aber seine Eltern waren nicht, wie die Elisis, schon lange tot, sondern der Vater war erst vor einem Jahr tief in den Neunzigern gestorben, und die Stiefmutter lebte noch. Der Vater war ein alter Sonderbündler, gehörte einer Sekte an, war entsetzlich fromm und erzog den armen Uli in furchtbarer Demut und in einer totalen Abhängigkeit und Weltabgeschiedenheit. Auch die Stiefmutter war fast schwermüdig fromm und lebte in einer fast unheimlichen Zurückgezogenheit, sich wohl nicht ganz ohne Absicht in den Schleier der Geheimnistuerei einspinnend. Sie schwang eine nicht minder strenge Fuchtel über dem sechzigjährigen Uli. So kam es, dass das Mannli in einer totalen Abhängigkeit und Weltunkenntnis aufwuchs, und als er einmal, er war schon über fünfzig, hätte allein nach Huttwil auf den Märkt gehen und dort eine Geiss kaufen sollen, da erschreckte ihn diese Zumutung dermassen, dass er zu einem Nachbarn lief und ihn ums Gottswille anhielt, er solle doch mit ihm kommen und ihm bei dieser Staatsaktion helfen. Denn unser Mannli kannte nicht einmal das Geld, geschweige denn Handel und Wandel, und ich fürchte, er hätte sich einen Küngel für ein Gemsi aufschwatzten lassen. Dieses Mannli also hatte die Stiefmutter für unser Elisi ausersehen. Aber auch hier konnte Elisi nicht zu einem Entschluss kommen, d.h.

bevor es geschah, verstarb das Mannli. War es wohl unter dem Einfluss des furchtbaren Gedankens, dass es hätte heiraten sollen, und wusste kaum, was das sei? Ich weiss es nicht. Fürwahr, ein merkwürdigeres Paar hätte man sich auf Gottes Erdboden nicht vorstellen können.

Bergerianer – Brüderverein

Zu meiner Zeit brach auch die perfektionistische Bewegung¹⁰ im Graben aus, namentlich unter der Leitung des Temperenzagenten Berger¹¹, einem schwärmerischen Wagner aus dem Dürrgraben, der die merkwürdigsten Visionen und Erleuchtungen hatte und durch die furchtbare suggestive Gewalt seiner Rede fast überall, wo er hinkam, die Leute in furchtbare Aufregung versetzte und im besten Zuge ist, eine neue Sekte zu gründen. Mehrmals hat er auch in meinem Temperenzverein¹² gesprochen, das erste Mal so, dass ich fürchtete, er nehme nun meinen ganzen Verein in der Tasche mit. Meine armen Rohrbacher waren ihm wehrlos ausgeliefert, aber die rochen den Braten, zu lange waren sie im gegenteiligen, ganz freien Geiste beeinflusst worden. Sie widerstanden Berger. Meine Temperenzler zeichneten sich in den Versammlungen dadurch aus, dass sie lismeten. Das passte dem Berger nicht, sondern störte ihn in seinen erleuchteten Reden. Die späteren Male konnte er hier überhaupt fast nicht reden. Er spürte die Ablehnung, die ihm entgegen war. Bis spät in die Nacht hab ich mich mit ihm gestritten und vieles von seinen grausigen Blut- und Wundenvisionen, die er am heiterhellen Tage gehabt, erzählte er mir so, als habe er wochenlang immer das blutige Herz Jesu gesehen mitsamt dem andern Drum und Dran etwa in der Höhe, in der dieses Herz am Kreuze gehangen habe. Dieses Gesicht habe ihn viel geplagt, es sei das Letzte gewesen, was er beim Einschlafen gesehen und das Erste beim Aufwachen; das habe ihn viel Qual und innere Not gekostet. Einmal, als er in seiner Budike bei der Arbeit war, sei ihm plötzlich ein helles, weisses Licht aufgegangen, und alles habe er fürderhin im Glanze dieses Lichtes gesehen und leicht und selig sei es ihm von da ab geworden. Er habe von da an die Gabe gehabt, in diesem Lichte den Menschen ins innerste Herz zu schauen und habe gewusst, welche bekehrt und welche nicht bekehrt seien. Nach den Versammlungen habe er jeweilen mit einem Freunde zusammen alle Anwesenden durchgenommen, wel-

Blick über die Häbernbadstrasse im Mittelgrund auf den Weiler Brand. Die Aufnahme entstand um 1880: Die ca. 1875 erbaute neue Huttwilstrasse ist als weisser Strich bereits erkennbar, das 1889 erstellte Bahngleise fehlt noch.



che bekehrt seien und welche nicht, und gewöhnlich hätten sie zusammen gestimmt. Aber später sei ihm dieses Licht wieder abhanden gekommen. Als ein Zeichen gänzlicher Unbekehrtheit betrachtete er übrigens das Rauchen; an mehreren Orten hatte er in diesem Sinne furchtbar gegen das Rauchen geeifert. Bei mir hatte er es noch nie getan. Als wir einmal nach der Temperenzstunde mit ihm und einigen Temperenzlern im Pfarrhaus am Kamin beisammensassen und über geistliche Dinge sprachen, hatte ich die Bosheit, die Cigarrenkiste umzubieten. Er machte keinen Mucks. Mein Temperenzpräsident und ich wollten uns eine anstecken, da fragte ich den alten Uhren-Jakob, der auch da war, ob es ihm bei seinem Lungen-Asthma etwa unangenehm sei. Ich merkte, dass es an dem war, und verzichtete deshalb aufs Rauchen an jenem Abend, damit zugleich dem Berger eine kleine Lektion erteilend, wie es mit dem Rauchen zu halten sei.

Düstere Dinge wurden von Berger berichtet. Er habe erzählt, wie er nun schon lange mit seiner Frau ein gänzlich keusches Leben führe und sich nie mehr mit den Lüsten des Fleisches beflecke. Als er das Jahr darauf ein Kind bekam, soll er behauptet haben, das hätte seine Frau vom Hl. Geist.

Dieser Mann hat auch in Rohrbachgraben Einfluss gewonnen, wo mehrere separatistisch gerichtete Familien wohnten. In einer Sonntagsschule

zwang er alle Kinder, laut vor den andern zu beten, eins ums andere. Er bearbeitete sie so, dass sie alle «grediuse brüeleten», wie die Leute erzählten und die ganze Woche darauf verstört und voll Schrecken waren. Diese Perfektionisten haben sich dann regelrecht zu einer Gemeinschaft konstituiert und eine Versammlungswoche abgehalten auf einem grossen Bauernhaus im Graben. Alfred Käser, ein junger, schwärmerischer Bauernsohn, Ryser aus Aeschi und Portner waren die Sprecher. Ich verfügte mich eines Abends dorthin. Von allen Seiten, oft Stunden weit her, strömten die Leute per Wägelchen und zu Fuss jenem Bauernhofe zu mit ihren Laternen. Es war eine finstere, stürmische Nacht. Der leere Heuboden war mit Bänken versehen, der Raum war sehr gross und konnte viele hundert fassen. Vorne war das Pult und die Sänger. Laternen hingen in den Dachsparren und Balken und beleuchteten die ganze phantastische Szenerie matt. Die Lieder klangen glühend und fanatisch, die Redner sprachen meist stürmisch andringend, ohne klaren Gedankengang; das Blut Jesu war jedes dritte Wort, man watete förmlich darin. Mir kam es vor wie eine rohe, auf die Nerven bedachte Treiberei; aber es machte Eindruck auf die einfachen Leutlein. Da und dort sah man dunkle Gestalten, in sich gekehrt und seufzend und in beginnendem Busskrampf.

Die Bewegung ist dann im Graben nach und nach wieder abgeflaut. Meine Leutchen dort oben waren im Ganzen halt doch viel zu gesund und nüchtern und mussten zu schwer arbeiten, als dass sie da leicht auf ernstliche Abwege zu bringen gewesen wären. Nur eine Frau wurde verrückt und musste ins Irrenhaus verbracht werden.

Die Bedeutung eines Landpfarrers im Bewusstsein der Leute

Charakteristisch für die religiöse Auffassung mag die Rolle sein, die der Pfarrer in der Gemeinde und im Bewusstsein der Leute spielt. Für viele ist er der, der anstelle der Leute fromm ist. Man muss sich um seiner Seligkeit willen und für alle Fälle einen solchen Mann halten, es mag geben, was es will. Gegebenenfalls ist man dann doch froh, wenn der Pfarrer mit einem bättet und liest, wenn man krank ist und es zum Sterben geht. Der Pfarrer schafft am Sonntag und tut am Werktag nichts; geht er aus, so spaziert er; er muss immer die Frage hören: ganeter go

Das Haus Nyffenegger im Weiler Boden, um 1910



spaziere? Das kann manchen Pfarrer, der vielleicht nicht das allerbeste Gewissen punkto Pflichttreue hat, wild machen. Einer hat einst einem Mann, der an einem Karren ziehend diese Frage an ihn richtete, geantwortet: «Wet i o so dumm si u zum Schpaziere sone Chare mitznäh.» Aber die Leute meinen es durchaus nicht böse mit uns, sondern finden es ganz in der Ordnung, dass in der Gemeinde wenigstens ein Mann, und der von Rechts wegen, spazieren kann, während die andern arbeiten. Das symbolisiert der schwer arbeitenden Bevölkerung wohl ein Stück ewiger Seligkeit – wo man dann auch nicht mehr zu arbeiten braucht. Auch ist der Pfarrer ja «der Herr» und hat ein gewisses Anrecht aufs Nichtstun. Der Pfarrer wird bei vielfachen Gelegenheiten herbeigezogen, und wenn er sich nur recht brauchen lässt, dann muss er immer dabei sein, wenn etwas geht. Er ist beim Jugendfest der Impresario und zieht dem langen Umzug der blumengeschmückten Kinder mit dem Hirtenstab voran und muss natürlich die Festrede halten. Ohne ihn ist ein Schulexamen fast nicht zu denken; in früheren Zeiten zog ihm im Graben die Schuljugend mit der Fahne entgegen zum Empfang. Im Anfang meiner dortigen Wirksamkeit hatte ich mindestens zwölf Schulreden zu halten zur Examenszeit. Ähnlich geht es zu Weihnachten mit den vielen Festchen, und ist irgendein Schützenfest, so sollte durchaus der Pfarrer dabei sein, sofern er sich auf so etwas einlässt. Am 1. August muss er draussen

auf dem Dorfplatz die patriotische Rede halten, und wenn er nicht da ist, muss nolens volens der Grossrat dran, der dann von Patriotismus geschwellt eine blumenreiche Rede hält. Wird ein Haus aufgerichtet, muss der Pfarrer reden, brennt eines nieder, wieder. Da können einem drollige Dinge passieren, z.B. hat die Gemeinde dem Schulhaus einen neuen vierstöckigen Abort aufgebaut, solid gemauert, weil der alte verlottert war; das hat die Gemeinde mehr als 10 000 Franken gekostet. Als der Dachgiebel aufgerichtet war, kam wahrhaftig der Maurer und forderte mich auf, die obligate Aufrichterede oben auf der Höhe des Aborts zu halten. Als ich nicht wusste, ob ich lachen oder mich ärgern sollte über diesen schlechten Witz, tat mein Maurer sehr verwundert und erklärte fast beleidigt, das sei eines der höchsten Gebäude der Gemeinde, koste 10 000 Franken und zudem gebe es zuoberst über den Abritten ein Gemeindezimmer; das sei wohl der Mühe wert. Na also, ich musste mich fügen und hab dann auch dort oben meine Rede gehalten, und was für eine! Ich hab von der Bedeutung der Reinlichkeit gesprochen und wie man diese Räume aufsuchen müsse und nicht den Salon, worin man den Geist eines Hauses erkennen. Kurz, es war sehr erbaulich. Nur das Weihegebet habe ich mir geschenkt.

Bei solchen Aufrichtinen kann es einem begegnen, dass man eine sehr erbauliche Rede hält, aber dann des Abends beim Aufrichteschmaus geht es hoch her mit Schmausen und Saufen. Bis tief in die Nacht hinein herrscht ununterbrochenes Holeien und Johlen und eine wüste Völlerei. Das scheint die Leute nicht zu stören.

Dass auch eine Abdankungsrede nach einer Feuersbrunst so ihre Haken haben kann, das habe ich erfahren, als einstens ein altes und grosses Gehöft auf dem Möösli abbrannte. Der Witz der Abdankungsrede besteht nämlich darin, dass man den herbeigeeilten Spritzen den Dank abstattet, und zwar ganz genau in der Reihenfolge ihres Erscheinens. Wehe, wenn man die Reihenfolge etwa nicht innehält. Gut – ich liess mir die anreisenden Spritzen genau der Reihe nach aufschreiben und dankte ab; zuerst die Spritze von Rohrbach, dann die von ... usw. und endlich noch Leimiswil. Ich Unglücksrabe dachte nicht, was ich mit diesem «endlich» noch anrichtete. Die Leimiswiler haben es mir blutig übel genommen, und als ich am selben Sonntagnachmittag wenige Stunden nach dem Ereignis zu meinem Kollegen nach Madiswil¹³ fuhr, empfing mich dieser am Bahnhof in Anwesenheit eines dritten Kollegen bereits

mit dem Ruf: und endlich noch Rohrbach; so schnell läuft dort die Fama.

Auch bei Beerdigungen können allerlei Situationen vorkommen. Früher fand die Leichenrede meist vor dem Hause im Freien statt, oft im Tenn oder unter dem grossen Dache im Angesicht des Sarges. Das konnte unter Umständen sehr schön und feierlich sein, besonders in entlegenen Höfen wo's ganz still war und ringsum grün und keine Strasse vorüberführte mit Wagen, Velofahrern und Hunden. Aber selbst dort kann es zuweilen unerwünschte Störungen geben, wie es mir passierte. Ich fing meine Rede an, sah aber zu gleicher Zeit, was sich bald abspielen musste: Nämlich unter der Einfahrt sass gerade eine Henne auf dem Nest und besorgte das tägliche Geschäft, um dessetwillen man die Hennen hält. Was nun folgte, können Sie sich denken: Kaum war das Ei zutage gefördert, so erhub das Huhn einen furchtbaren Spektakel, und weil es gerade ein so zahlreich versammeltes Publikum vor sich sah, so ging es erst recht los, als ob man nur um seinetwillen zusammengekommen wäre. Von meiner Stimme war nicht mehr viel zu hören, und je mehr die Leute wehren wollten, umso ärger wurde der Lärm. Es war wirklich schwer, den vollen Ernst unter solchen Umständen zu wahren – nur der mehr als neunzigjährige Sonderbündler im Sarge hörte nichts davon, weder von meiner Rede noch von des unzeitgemässen Huhns Spektakel. Der hatte nun seine Ruhe, die ihm niemand rauben konnte. Dieses Erlebnis war jedenfalls harmloser als jenes andere, wo bei einer gleichen Gelegenheit die halbe Trauergesellschaft durch die morschen Laden, auf denen sie standen ins Bschüttloch brachen.

Anmerkungen

- 1 Karl Albert Schädelin, geb. 1879, gest. 1962. Pfarrer von Rohrbach, 1905. Am Münster zu Bern seit 1911. Verfasser zahlreicher Schriften. Verzeichnis im Schweizerischen Zeitgenossenlexikon.
- 2 1841–1856 Daniel Imhof; 1856–1867 Karl Emanuel Rohr; 1867–1885 Emanuel Furrer; 1886–1905 Johannes Eduard Ernst Rohr.
- 3 Die Pfarrer, welche die Gemeinde in den Augen Schädelin «verlottern» liessen, waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Samuel Füchslin (1809–1821) und Peter Pfenninger (1821–1841 – immerhin Mitbegründer der ersten Landsekundarschule im Kanton Bern, 1833 in Kleindietwil).
- 4 Pietismus: Der Pietismus ist neben der Reformation die bedeutendste innerkirch-

liche Bewegung des Protestantismus. Seine Blütezeit erlebte er Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Seine Nachwirkungen reichen durch die Erweckungsbewegungen bis in die Gegenwart. Kennzeichen des Pietismus ist die Forderung nach ständiger Erneuerung der Kirche und das Drängen auf die *praxis pietatis*, die Übung der Gottseligkeit. Das zentrale Anliegen ist die christliche Vollkommenheit. Schädelin hat hier vor allem die Besonderheiten des Berner Pietismus vor Augen, die Rudolf Dellspurger in seinem Buch «Die Anfänge des Pietismus in Bern», Göttingen 1984, beschrieben hat.

- 5 Die Bewegung der Hansulianer oder Tannenthaler entstand in den Dreissigerjahren des 19. Jahrhunderts. Schon 1808 fanden im Tannenthal und Oberthal unter der Leitung des Separatisten Christen Moser Erbauungsstunden statt. Anfang der Zwanzigerjahre erlebte im Tannenthal Hans Uli Liechti (gest. 1878) nach jahrelangen schweren inneren Kämpfen die Wiedergeburt. Er vertiefte sich in erbauliche Schriften, vor allem auch in das Werk Jakob Böhmes, in die mystischen Schriften Teersteegens und in das Werk des Bauerntheosophen Johann Michael Hahn. Liechti scharte bald Gleichgesinnte um sich. Eine Bewegung entstand. Liechti wirkte besonders anziehend wegen seiner Geisterseherei und seines Verkehrs mit den Seelen der Abgeschiedenen. Er glaubte an die Wiederbringung aller Dinge. Vgl. dazu auch «Pietistische Strömungen in der Dorfgeschichte von Madiswil», JbO 1986. Die Gemeinschaft der Tannenthaler ist heute am Aussterben. Noch nehmen im Tannenthal etwa zehn Personen am Bibelkreis teil.
- 6 Auf Pfr. Furrer folgte noch für zehn Jahre Pfr. Johannes Eduard Ernst Rohr, Sohn des Karl Emmanuel.
- 7 tertius gaudens = Lachender Dritter.
- 8 Altes Testament.
- 9 Sozialistische Tageszeitung aus Bern, erschienen 1893–1997.
- 10 Perfektionismus im religiösen Sinne: Unmittelbare Befolgung biblischer Lebensvorschriften.
- 11 Fritz Berger, Wagner aus dem Dürrgraben. Die Bewegung nannte sich zunächst «Bergerianer» – später fand sie im Evangelischen Brüderverein ein institutionelles Gefäß. Der Brüderverein entwickelte sich als eine entschlossen antikirchliche Bewegung. Er ist eine späte Frucht der Heiligungsbewegung (Gründungsjahr 1909) und breitete sich auf die ganze Schweiz aus. Wichtig ist die Reinheit der evangelischen Lehre und die Innehaltung der sittlichen Normen und des praktischen Verhaltens untereinander. Darüber wacht ein Brüderrat, welcher auch die Evangelisten ernennt, die an den verschiedenen Versammlungsplätzen die reine Lehre verkünden.
- 12 Temperenzverein = Blaues Kreuz.
- 13 Pfr. Fritz Mayü, von 1906–1912 in Madiswil. Bekannt als Feldprediger und Verfasser eines Theaterstückes: «Der Linksmähder von Madiswil».